

Die Nachtigallen von Isfahan

Nestan (Nene) Kwinikadse

Übers. von Tamar Rekk-Kotrikadse

Lekt. von Barbara Lehnerer

(Auszug aus dem Roman)

„Von Zeit zu Zeit hatte er das Gefühl, als würde er das Schweigen brechen. Er wollte sagen: Da, seht die erschöpfte (?) und volle Frucht! Doch er blieb wie je im Bereich des Schweigens.“

Harold Blum.

Biologische Korridore

Ich saß auf dem einen Knie, mein Bruder auf dem anderen. Der Opa sang ein deutsches Lied, uns wurde angst und bange. Trotzdem mochten wir es gerne wild. Opa bewegte beim Singen die Beine. Der Höhepunkt des Spiels bestand darin, dass er ganz plötzlich etwas rief, die Augen schloss und heftig mit beiden Beinen aufstampfte, sodass wir im nächsten Moment auf den Boden purzelten. Aber schon gleich darauf stürmten wir erneut Opas Knie. Er machte große Augen und sah uns nacheinander an. „Ach!“ rief er. „Seid ihr schon wieder da? Welcher von beiden bist du denn?“ und das Ganze fing von vorne an.

„Zwillinge haben wir ja schon mal gesehen, aber so eine Ähnlichkeit noch nie!“ meinten alle, die uns begegneten. Angeblich konnte uns nicht mal unsere eigene Mutter unterscheiden.

Als einer der Zwillinge im Alter von vier Jahren tödlich verunglückte, wusste man nicht recht, welchen von beiden man beweinen sollte; das heißt, ich weiß bis heute nicht, wer ich bin – Farwis, von dem man sagt, er sei gestorben, oder Astamur, den man für lebend hält.

Jede Nacht fahre ich schweißgebadet aus demselben Traum hoch - dem Traum, in dem die Zwillinge auf Opas Knien sitzen und ihm mit ihren kleinen Händen abwechselnd

die Augen zuhalten: „Opa! Rate mal, wer ich bin! Opa, kannst du uns sehen? Nicht gucken! Wer bin ich?“ Die Hände der Zwillinge werden feucht und schließlich begreifen sie, dass Opa weint...

Er stand mit aufgestützten Ellbogen am Fenster und betrachtete lange die vorbeiziehenden Bahnhöfe, die Städte, die aussahen, als hätten sie Gurkenmaskenaufgelegt und schließlich die riesigen Plakate, das Bild einer Frau mit einer großen Zigarre – Düsseldorf.

Dann glitt sein Blick zu der Frau hinüber, die er erst vor kurzem geheiratet hatte. Er küsste ihren Nacken und schmiegte sich an sie.

Keine zwei Farben passen so zueinander, wie dieses Paar dem nahelag, was am Kreuzweg der iberisch-kolchischen Kulturen zu empfinden ist.

Einer der beiden lächelte zuerst und in den Winkeln brauner Augen entstanden zarte Fältchen, dann erwiderte der andere das Lächeln, und die fürstliche Abstammung des noch sehr jungen Paares wurde sichtbar. Mit gemeißelten Fingern betasteten sie gegenseitig ihr Gesicht. Das Mädchen hielt dem jungen Mann ihr langes Haar zur Liebkosung hin. Ihr Gesicht spiegelte die leuchtenden Werbeplakate von Duisburg und Oberhausen, die durch die Fenster des nach Holland fahrenden Schnellzuges erkennbar waren.

Wie sah Astamur inzwischen aus? Ob er eine Last mit sich trug? Oder auch nur so viel wie eine Erinnerung? Vier Jahre lang hatte er an der Fakultät für Biologie Ornithologie studiert und konnte ausgezeichnet Englisch. Auch Russisch selbstverständlich.

Dort, wo er jetzt hinfährt, wird er weiter Ornithologie studieren. Er ist sich sicher, dass er in diesem Bereich auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen wird, ist überzeugt davon, dass die Berufswahl in seinem Fall durch größte Mystik bedingt ist, und er einen Preis verdient, einen Preis oder wenigstens eine Art von Anerkennung, die all jenen Augen zusteht, die den Himmel erforschen.

Astamur war erst fünf Jahre alt, als man ihn gegen Ende August aufs Land brachte und seiner Großmutter anvertraute. Seine Eltern befanden sich auf einer Geschäftsreise in Russland und würden dort den ganzen Herbst zubringen.

In dem Dorf Tskwischii in der Imereti-Region hielten sich diese Zeit keine Kurgäste mehr auf, teils wegen der Schulpflicht ihrer Kinder, teils weil sie im September wieder ihren Beschäftigungen nachgingen. Und so war der kleine Astamur allein mit seiner Oma in dem Dorf, das von allerlei Geheimnisvollem – Memorialmuseen, Wurfsteinen¹ und frühherbstlichen Sonnenuntergängen – erfüllt war.

In jenem sommermüden Dorf schloss Astamur Freundschaft mit den Graugänsen, die die Oma gezähmt und auf die große grüne Wiese gebracht hatte, damit sie dort Gras fressen konnten.

Der Morgen begann immer mit den Graugänsen. Der Junge küsste ihre Schnäbel und führte sie das steile Rioniufer² hinunter. Jede der Gänse hatte einen Namen. Sie besprangen einander und putzten sich, trieben Possen und flatterten vor Astamurs Augen mit den Flügeln.

Astamur genoss das Mittagessen im Freien. Oma deckte den kleinen Tisch besonders schön und Astamur, der seine Hände gewaschen und sein Haar sorgfältig gekämmt hatte, stellte einen Holzklotz an den Tisch, setzte sich darauf, aß und schaute dabei den grasenden Gänsen zu..

Abends musste Astamur erst noch ein wenig dem einschläfernden Geschnatter der Gänse zuhören, bevor er sich mit Vergnügen in sein schneeweißes Bett legte. Dann schlief der Fünfjährige erschöpft ein und spielte auch im Traum noch mit den grauen Gänsen. So vergingen die Tage, ein Monat, zwei, und Astamur dachte kein einziges Mal an Vater und Mutter.

Als die Tage kälter wurden, holte Oma seine warmen Sachen hervor und Astamur trug jetzt eine Mütze, wenn er die herbstlichen Gänse hütete.

Doch eines Morgens kamen sie ihm trauriger vor als sonst. Er trat näher an sie heran, sah ihnen in die Augen, sprang hin und her und versuchte, sie aufzumuntern. Kurzzeitig spielten sie mit, sahen aber bald schon wieder traurig aus. „Was ist denn los mit euch?“ fragte der kleine Junge besorgt. Die Gänse liefen mit ihrem watschelnden Gang die Allee hinunter, die an Omas Haus vorbeiführte. Astamur rannte ihnen hinterher und rief mal den Namen der einen, mal der anderen. Aber die Gänse schienen ihm nicht mehr

¹In vorherigen Jahrhunderten gab es in Georgien eine Art sportlichen Wettbewerb, bei dem man einen größeren Stein schleuderte. Solche Wurfsteine liegen heute noch an manchen Orten in Georgien.

²Rioni – ein Fluss in Georgien.

zu gehorchen und watschelten noch eiliger auf das Ufer des Rioni zu. Zuerst war Astamur nur beleidigt. Er hatte noch keine Erfahrung darin, Vorgänge zu beurteilen und logisch miteinander zu verknüpfen. Die Gänseschar drängte sich dicht aneinander und schenkte Astamur einen letzten Blick zum Abschied; dann erhob sie sich in die Luft, höher und immer höher. Aus ihrer Perspektive war der am Ufer stehengebliebene Junge jetzt wohl nur noch als winziger Punkt zu sehen. Astamur konnte nicht begreifen, warum die grauen Gänse weggeflogen waren, wieso sie ihm die Freundschaft, die drei Monate angehalten hatte, aufgekündigt hatten und wo sie überhaupt hinwollten.

Astamur weinte so bitterlich wie noch nie. Etwas Riesiges war in seine kleine Welt getreten. Er fühlte sich schuldig, bekam es aber gleichzeitig mit der Angst. Mit tränenüberströmtem Gesicht rannte er nach Hause und sein Herz klopfte so sehr, dass ihm fast die Brust zersprang. Als er auf die Großmutter zulief, fielen die Maiskörner aus seinen Hosentaschen.

So wie die Oma stets Süßigkeiten für ihren Enkel bereithielt, hatte auch Astamur die satten Gänse oft mit Maiskörnern überrascht und großzügig unter ihnen verteilt.

„Oma!“ rief er, als er auf den Hof stürzte. Der alten Frau fuhr der Schreck in die Glieder. Astamur kuschelte sich auf ihren Schoß und konnte vor lauter Schluchzen nicht erklären, was ihm fehlte. Er weinte, bis die Sonne unterging, aber keinem gelang es, ihn davon zu überzeugen, dass der Gänsezug ein notwendiges und ewiges Gesetz war.

Abends bat Astamur die Oma darum, ihn ins Bett zu bringen. Er legte sich hin und stand drei Wochen lang nicht mehr auf. Um Mitternacht erwachte die Oma von seinem Gemurmel: er war in Schweiß gebadet, hatte hohes Fieber und konnte keine Ruhe finden. Oma zog ihm warme, mit Essig getränkte Socken an und legte sich neben ihn.

Drei Tage lang sank sein Fieber nicht. Erst als man am vierten Tag den Dorfarzt rief, wusste man – es waren die Windpocken.

Nach altem Brauch wurde Astamurs ganzes Zimmer mit rotem Stoff behängt³ und es fehlte an nichts - jede Art Süßigkeiten und Spielzeug lag herum. Doch Astamur wollte

³Nach altgeorgischem Glauben wurden Kinderkrankheiten wie Windpocken von heidnischen Gottheiten herabgeschickt, die man „Batonebi“ (die Herren) nannte und auf allerlei Weise zu beschwichtigen versuchte: das Zimmer des Kranken wurde geschmückt, wobei die Farbe Rot bevorzugt wurde, den Kranken besänftigte man mit Süßigkeiten und Geschenken und versuchte, alle seine Wünsche zu erfüllen.

nichts davon. Er war jetzt vollkommener als jedes Spielzeug, ließ deshalb alles liegen und rührte nichts an.

Die Windpockendämonen wüteten, doch der Drang der Zugvögel hätte sich weder ihrem noch Astamurs Willen jegefügt.

Astamur erwähnte die grauen Gänse nie mehr. Er war dünn geworden und sah oft zu dem Weg hinüber, auf dem schon bald seine Eltern von ihrer Reise zurückkehren sollten.

Astamur war noch klein, er konnte den Schmerz, der an seinem faustgroßen Herzen nagte, nicht ausdrücken.

Erst als er älter wurde, mit etwa 16-17 Jahren, beschloss er Ornithologie zu studieren, wohl um eigene Vorurteile zu zerstören. Wohin und aus welchem Grund fliegen die Zugvögel? Dies war die Frage, um deren Beantwortung sich Astamur ein Leben lang bemühen würde.

In Utrecht packte das junge Paar die zuvor herausgeholtten Bücher und Tagebücher wieder in die Tasche. Der Reißverschluss wurde zugemacht, und es begannen ganz neue Aufstiegsstufen, die nur für diese zwei galten.

Schon am Bahnhof konnte man spüren, dass Amsterdam eine Stadt war, in der viel gefeiert wurde. Die beiden jungen Leute gingen auf die Taxis zu.

Ein junger Mann unklarer Nationalität stand an ein weißes Auto gelehnt. Er trank Bier, lächelte und fixierte das ankommende Paar, was die beiden befremdete.

„What’s up!!!“ fragte Astamur den Mann in trotzigem Ton. Das Mädchen griff mit der einen Hand nervös nach dem Arm ihres Mannes, mit der anderen nach dem Koffer.

Aber der Fremde lächelte unbeirrt weiter. Er stellte die Bierflasche auf der Motorhaube ab, hob beide Arme zum Himmel und sagte lachend: „Hey! It’s Amsterdam!“

Nein, das Neue begann nicht mit dem Schließen des Reißverschlusses, sondern erst jetzt, in diesem Moment. Das Paar, das von jugendlichen und hedonistischen Lebensansichten erfüllt war, löste sich für einen kurzen Augenblick von der dämmernden Weite. Oder es schien ihnen nur so. War es tatsächlich nur ein kurzer Augenblick?

Astamur und Natascha – alles lag noch vor ihnen

Ein Leben in einer Stadt, die ihre Vorfahren nie gesehen hatten.

Astamur hatte ohne Zögern die Vierzimmerwohnung verkauft, die er vom Großvater erhalten hatte, das Geld in die Tasche gesteckt und zusammen mit seiner jungen Gemahlin die Heimatstadt verlassen wie eine Frau, die niemals jemanden so geliebt hat wie dich. Du gehst nur deshalb fort, weil du dir sicher bist, dass sich an diesem Gefühl nichts ändern wird. Du vertraust der Wartenden, du liebst sie. Dann malst du dir aus, wie ihr euch wiederbegegnen werdet. Wie du der Frau in die Augen sehen wirst, der Frau, die deine Hand geküsst hat, in deren Stadt der See nie friert, ohne dass sie der Klang seines brechenden Eises im März an dich erinnert. Doch es ist viel mehr, was deine Abwesenheit in den vertrauten Gassen und Straßen sichtbar macht.

So und nicht anders ist es immer. Und aus einem bestimmten Grund gleicht der Monolog eines Auswanderers auch immer der Preisrede berühmter Schriftsteller, die mit Tränen in den Augen in ein paar heuchlerischen Sätzen die armen Länder erwähnen. Sich darüber besorgt zeigen, dass es noch Menschen gibt, die glauben, die Bewegung der Sterne werde von der Leber eines wandernden Elefanten gelenkt; die eine Mutter, die Zwillinge geboren hat, zum Tode verurteilen. Sie danken den Dorfkindern, die täglich etliche Kilometer zu Fuß gehen müssen, um zur Schule zu gelangen. Und nutzen irgendwann ihren Status als Schriftsteller, um sich in ein „exotisches“ Dorf zu begeben und dort ihr neues Buch zu beginnen. Um Erfahrungen zusammenzufassen, gehen sie eine Beziehung ein, die einem Spinnengewebe gleicht, und zwar ausgerechnet mit der Frau, deren Kind bei Unwetter und in sommerlicher Hitze viele Kilometer zur Schule marschieren muss. Wenn dann beides – Roman wie Liebesbeziehung – beendet ist, bleibt die Frau allein zurück. Der Schriftsteller sitzt auf dem hintersten Sitz im Bus, er fährt wieder nach Hause. Die Frau aber steht so lange auf der Dorfstraße, bis sie zu einem winzigen Punkt geworden ist. Zum Ausgangspunkt. Denn der Schriftsteller im Bus beschleunigt die Vorgänge künstlich, ohne sich dessen bewusst zu sein – jemand hat es so schwer wie nie zuvor, ausgerechnet jetzt, in diesem Augenblick. Die Trennung, die man unbewusst zugelassen hat, macht das wirklich Seiende unbemerkbar. (Diesen Absatz verstehe ich nicht ganz)

*

Jenen Sommer verbrachte ich zusammen mit meiner jüngeren Schwester in dem riesigen Haus meiner Großeltern, wo außer uns noch der Onkel, die Tante Tatuli und ihre Kinder wohnten. Tatuli backte Kuchen auf Bestellung, weshalb es in der Küche die ganze Zeit wunderbar duftete.

Wir waren klein und unartig, und wenn es nach uns gegangen wäre, hätten wir an einem einzigen Tag hundert Törtchen, ebenso viele Eclairs und noch mehr Napoleons verzehrt. Aus diesem Grund hatte man uns strengstens verboten, in die Nähe der Kuchen zu kommen.

„Seid sicher, ich habe allegezählt und wenn auch nur einer fehlt, dann werdet ihr eine ganz neue Strafe zu spüren bekommen!“ drohte uns Tatuli, und wir versuchten von außen, durch das kleine Fenster, die Kuchen zu zählen, doch unseren Berechnungen nach waren es mal mehr, mal weniger. Zum Schluss gab man uns die cremebeschmierten Töpfe, wir leckten unsere süßen Finger ab und waren einigermaßen zufrieden..

Eines Tages erhielt unsere Tatuli von einem Gottbegnadeten einen ganz besonderen Auftrag: Törtchen, die viel, viel grösser als normale Törtchen, hoch und kegelförmig, mit Kirschen gefüllt und mit vereinzelt Glasurtropfen wunderbar verziert waren

Meine Schwester, unsere zwei Cousins und ich standen am Fenster und starrten mit offenen Mündern Tatuli an, die die üppigen Törtchen in einer unglaublichen Geschwindigkeit verzierte und darin eine solche Meisterschaft bewies, dass schon das bloße Zuschauen ein Genuss war. Erst später wurde uns vier „Visionären“ klar, dass wir minutenlang und voller Ehrfurcht vor dem Fenster gekniet hatten.

Aber jetzt hatten wir genug vom Zuschauen. Eine Weile lang operierten wir unsere Puppen, dann zogen wir die jüngeren Nachbarskinder an den Haaren und ganz zum Schluss kam das große Wasserspritzen an die Reihe. Bei diesem Spiel hatte jeder seine eigene Wasserflasche. Das Wasserspritzen war bei uns ein komplizierter Zeitvertreib: Man sollte sich verstecken, um dann den Gegner unerwartet anzugreifen.

Mitten im Spiel landete ich auf einmal, schon halb durchnässt und aufgeregt, hinter der Küchentür und sah, wie Tante Tatuli die großen Törtchen in eine Schachtel legte. Plötzlich blickte sie zu mir herüber, legte den Zeigefinger auf die Lippen, damit ich schwieg, und reichte mir ein Törtchen. Mein Gott! – vor Freude wurde mir schwarz vor Augen. Ich lief mit dem Törtchen in der einen und der Wasserflasche in der anderen Hand

davon. Jetzt musste ich nicht mehr meinen Gegnern, sondern meinen Konkurrenten entkommen. Alles schoss mir gleichzeitig durch den Kopf: Wenn man dieses „Fettleibchen“ unter uns Vierenaufteilen würde, hätte keiner was davon. Wo war der beste Platz, um sich zu verstecken? Wo würden mich die anderen nicht entdecken? Bald rutschte ich mit meinen nassen Füßen aus, bald glitt mir die Flasche aus der Hand. Da fiel mir ein Raum ein, in dem mich meine sieben- und achtjährigen Cousins und meine jüngere Schwester, deren Geschrei ich von ferne hörte, niemals finden würden. Ich betrat Opas Zimmer und versteckte mich hinter dem hölzernen Kleiderständer, an dem Regenmäntel und zwei schwarze Regenschirme hingen. Da stand ich nun mit klopfendem Herzen, mein Hemd und meine Shorts trieften vorNässe, und ich berührte das Törtchen mit der Zunge, erst noch recht zaghaft. Opa lag in seinem Bett, das dicht an der Wand stand, streckte die Hand nach dem Radio zu seiner Rechten aus und stellte es lauter. Es lief irgendeine Sendung/ein Hörspiel–aber was ging mich das an? Die Stimmen der Kinder, die mich in allen Zimmern suchten, kamen näher, sie versprachen mir allerlei, wenn ich mich nur zeigte. Ich hockte in meinem Versteck, verzehrte das Törtchen und trank Wasser dazu. Ab und zu blickte ich zu Opa hinüber, von dem mich nur zehn Schritte trennten. Selbstverständlich sah er mich nicht. Opa war blind und bettlägerig. Plötzlich öffnete sich die Zimmertür und drei Kinderköpfe lugten hinein. „Opa!“ hörte ich sie piepsen, „ist Tatuna hier hereingekommen?“ – „Nein, Kinder...“

Und die Mädchen schlossen wieder fest die Tür. Mein Herz krampfte sich zusammen. Opa würde mich sicher hören, wenn ich die Tür öffnete ... Was sollte ich nur tun? Ich hockte auf einem Bein des Kleiderständers, das Törtchen hatte ich gegessen, auch mein Wasser war längst ausgetrunken, ich war durchnässt und grübelte darüber nach, wie ich dieses Zimmer wieder verlassen konnte. Plötzlich hörte ich Opa rufen:

„Tatuna! Komm raus, Kind, du wirst dich erkälten.“

In diesem Augenblick war mir, als ob der ganze Sommer verdorben wäre. Ich quälte mich mit der Frage herum, wie Opa meine Anwesenheit bemerkt hatte. Woher sollte ich wissen, dass er seinerzeit der strengste Anwalt in unserer Gegend gewesen war. Wer hätte uns Kindern schon erzählt, dass Opas Blindheit keine Kriegsverletzung war, wie man uns sagte, sondern die Rache der Tochter eines der Verurteilten.

Nass, mutlos und geduckt schlich ich mich aus dem Zimmer. Die Mädchen waren froh, mich wiederzusehen. „Wo bist du denn gewesen?“ fragten sie. Ich schämte mich und zog mich zurück. Opas Zimmer betrat ich bis zum Ende des Sommers nicht mehr.

Seit diesem Vorfall stellte ich mich nur manchmal neben seine Zimmertür und lauschte den Geräuschen aus seinem Radio, das, wie mir schien, ganz anders klang als andere Radios, denn Opa hatte mir einmal erklärt, es sei kein normales Radio, sondern Radio „Freiheit“.

„Wenn du erwachsen bist, such dir eine Arbeit beim Radio, dann wirst du alles verstehen“, belehrte er mich.

Wie dem auch sei, der Job beim Radio wurde Tatunas Lieblingsspiel. Zusammen mit dem Nachbarsmädchen Eka verkroch sie sich unter einem Stuhl, stellte ein Plastikgefäß vor sich hin, das am Ende eines Lineals befestigt war und verbreitete fantastische Informationen, die sie vorher auf einem Blatt Papier notiert hatte. Das tat sie aber still und heimlich, als habe jemand die Kinder mit dem Wort „Zensur“ konfrontiert. Tatuna... für Radio „Freiheit“, Tbilissi – das waren jedes Mal die Zauberworte zu Anfang des Spiels.

Es ist Tatunas Geburtstag. Im Hof des Privathauses werden heute an die vierzig Kinder herumlaufen. Der Tisch ist sorgfältig gedeckt, Tatuna läuft aufgeregt hin und her.

An der Tür klingelte es. Der Onkel mütterlicherseits nahm das festlich gekleidete Geburtstagskind auf den Arm, noch ehe er über die Schwelle trat. Atschiko hieß der Onkel, der zehn Jahre älter war als Tatuna. Er reichte ihr sein Geschenk und summend begann sie die hübsch verpackte Schachtel zu öffnen.

Plötzlich war keine Spur von Ausgelassenheit mehr bei Tatunazu spüren, eine süße Zärtlichkeit ergriff sie, denn sie hielt ein richtiges Radiomikrofon in der Hand. Es war groß und wichtiger noch: es funktionierte. Dem Kind schossen die Tränen in die Augen, ihm selbst noch unbegreifliche, aber echte Tränen. Ihr Gefühl in diesem Augenblick war aufrichtig.

Dieses Geschenk hätte sich niemand außer Atschiko einfallen lassen können – dem klugen, wunderlichen Atschiko, der den Schritt von der Technischen Universität zum Yoga gewagt hatte, der allwissend und allmächtig war. Tatunawar sein Liebling, und er

konnte sich noch gut an ihre Geburt erinnern. Vom Zauber des Indischen begeistert, erzählte er Tatuna endlose Geschichten über dieses Land.

„Wir werden dorthin fahren, du und ich, wir werden die Kunst der Meditation erlernen und unsere Körper nicht mehr spüren, bis auch unser Ich vergeht und wir selbst zu dem Gegenstand werden, den wir betrachten.“

*

Im Hotelzimmer in Amsterdam klingelte das Telefon. Erst rührten sich noch zwei Körper auf dem Bett. Dann griff Astamur hastig nach dem Hörer.

„Hallo... ach, Grüß Gott, Onkel Gia...“ Ja, natürlich war Herr Gia, Emigrant und Freund seines Vaters, am Apparat. Er hatte bereits eine Wohnung für das junge Paar gefunden. Astamur legte auf und streichelte mit derselben Hand Nataschas Haar, dann küsste er ihre Wange und flüsterte ihr ins Ohr – offenbar eine Art Scherz zwischen den beiden –, dass Herr Gia, der soeben aus dem benachbarten Land zurückgekehrt war, sie in einer Stunde abholen würde, um sie zu ihrer Unterkunft zu bringen.

„Dann gehen wir jetzt einen Kaffee trinken, oder?“ Wie ein wunderbarer Bluesrhythmus klangen seine Worte.

Im ihrem für Amsterdam typischen Hotel reichte ihnen ein farbiger Kellner lächelnd die Getränkekarte und bediente sie mit solcher Aufmerksamkeit, als ob sie frisch geweihte Mitglieder einer Sekte wären.

Rechts vom Eingang standen in einem Regal Bücher mit roten, braunen oder gelben Umschlägen.

Daneben befand sich eine Musikbox mit großer Titelauswahl.

Doch jetzt waren erst einmal das Café, vor allem aber der Kaffee wichtig. Das junge Paar wirkte etwas eingeschüchtert. Vielleicht lief das Leben ja gar nicht so, wie sie es sich in ihrer jugendlichen Fantasie vorstellten, wer wusste das schon.

Amsterdam. Sie kannten Amsterdam nur von Camus – als die bezaubernde, in den verschwommenen Dunst von Neon, Gin und Minzaufguss gehüllte Stadt... Mittelpunkt der Ereignisse, Sammelplatz für Menschen aus allen Teilen Europas..

Stadt der Kanäle und der Schiffsilhouetten. Und der großen schwarzen Fahrräder.

Als Astamur in HerrnGias Auto saß und aus dem Fenster sah, kam es ihm tatsächlich so vor, als glichen die nicht nur holländischen Radfahrer trauernden Schwänen ... Aber seit Camus war eine sehr sehr lange Zeit vergangen. Den Ginrausch hatte der Haschischnebel ersetzt, die aus der ganzen Welt hergereisten Rucksacktouristen streckten sich auf dem Rückgrat desWalsaus und leckten mit ihren Zungenspitzen an riesengroßen, rosafarbenen Zuckerwattewolken. Dochtrotz dieses Kettengenusses strebten ihre Herzen in die unterschiedlichsten Richtungen – der eine sehnte sich nach seinen Inseln, der andere nach Indien. Aber alle riefen siedie julifarbenen Engel in ihrer Muttersprache an.

Auch Natascha sah sich mit offenem Mund um. Sie staunte, wie gut die Frauen mit den hohen Absätzen auf ihren ökologisch sauberenFortbewegungsmitteln vorankamen.

Bunte Handschuhe und großartige Kopfbedeckungen: die eine spitz, die andere oval, eineaus purpurnem Pelz, eine andere mit Hasenohren.

Niemand fror in dieser Stadt. Die Mädchen hier zeigten alle nackten Bauch: Jeans mit tiefer Taille und kurze Jacke – Mode oder was anderes.

Als Herr Gia emigrierte, war Astamur drei Jahre alt gewesen. Deshalb sah er den besten Freund seines Vaters heute zum ersten Mal. Obwohl er zuhause die ganze Zeit Legenden über Giagehört hatte, „der mit durchaus schlechten Leuten im Streit lag und deshalb eiligst das Land verlassen musste, denn die Zeit war gekommen, da eben diese Leute an die Macht kamen.“

Die Legende von Herr Giasherausragendem Äußerem erwies sich als wahr. Der gutaussehende Immigrant mit den feinen Manieren, über fünfzig, scheinbar von letzten Sammlungen bester Modelleurs begeistert, spielte gleichzeitig die Rollen des Reiseführers, des älteren Freundes und des an Heimweh Leidenden und kaute dabei unauffällig Kaugummi.

„Also, wir wachen morgens im Hotel auf, du weißt schon, wie man in Moskau aufwacht, und dein Vater sagt zu mir: ‚Heute ist Astamurs Geburtstag, er wird zwei Jahre alt‘“, erzählte Herr Gia mit geschmeidig galantem Verhalten und versicherte sich mit einem kurzen Blick auf Astamur: „Dein Geburtstag ist ja im Sommer, im Juni, nicht wahr?“Astamur nickte bestätigend. „Also packten wir schnell unsere Sachen, setzten uns ins Taxi und waren gleich am Flughafen. Wie flogen direkt ans Meer und kamen noch

rechtzeitig zu deiner im Außenbereich eines Cafés stattfindenden Geburtstagsfeier, als du gerade dabei warst, die beiden Kerzen auf deiner Torte auszublasen.“

Astamur und Natascha lächelten, obwohl sie sich wunderten, dass der zurückhaltende Tonfall des Erzählers gegen Ende der Anekdote doch ein wenig sentimental wurde.

„Sie haben nicht geheiratet, Onkel Gia?“ fragte Astamur.

Gia lachte kurz auf.

„Da.“ Er streckte die Hand aus. „Das da ist das Heineckenmuseum. Besucher werden euch ganz leicht finden.“

Das Auto hielt vor einem Hauseingang, wie man ihn sonst nur aus Spielfilmen kannte.

Ihre Vermieterin sah gerade aus dem Fenster, als sie die Koffer ausluden, und Herr Gia sagte etwas auf Holländisch zu der älteren Frau.

Kurz darauf erhielt das junge Paar die Wohnungsschlüssel. Natascha lehnte die Stirn ans Küchenfenster. Kurzer Mantel und langer Schal, im Gegenlicht betrachtet, passten zu den Spielfilmen gewisser Epochen. Diesmal aber war es Wirklichkeit. Und als Astamur seinen Finger in der Badezimmertür einklemmte, glaubten beide endgültig an die Wirklichkeit des Seins.

Rechte Tür im obersten Stock des dreistöckigen Hauses. Erstaunlicherweise standen schon zwei georgische Namen an der Wohnungstür, bevor die Vermieterin dem frischverheirateten Paar die Schlüssel übergab.

Ein riesiger, mansardenartiger Raum mit Dachschräge und ohne Tür sollte als Schlafzimmer, Wohnzimmer und Küche dienen. Bei der Wohnungsausstattung dominierte die Holzfarbe. Ein großes Bett, ein Dessau eigenartiger Form, auf dem leere Bilderrahmen standen und auf neue Fotos warteten. An den Wänden hingen Fotografien. Vermutlich waren der Wohnungsbesitzer oder ein Angehöriger Fotograf.

Die Küchenmöbel waren aus Binsen geflochten und schufen eine für sie ganz neue Gemütlichkeit. Obwohl es auch etwas gab, das sie befremdete: vorhanglose Fenster – natürlich!. Aber daran würden sie sich gewöhnen müssen, wenn sie Amsterdam, die Stadt des Wassers und des Nebels, die von Kanälen in Scheiben geschnittene Hauptstadt vor Augen haben wollten.

Schon nach kurzer Zeit, in der bald das eine, bald das andere Stück aus der Musikbox erklang, die Wände nach Nataschas Wünschen dekoriert wurden und es in der Wohnung

nach Kaffee und Zahnpasta roch, kehrten sie wieder ins Leben zurück. Zuerst machten sie Spaziergänge durch die Stadt. Der hübsche junge Mann und das noch hübschere Mädchen liefen anfangs noch mit einem Stadtplan herum und besichtigten diese sonderbare Stadt, die in einem ganz eigenartigen (oder eigenen) Rhythmus lebte. Die Straßenbahn zischelte und quietschte, und einer der grünen Geldscheine, die sie für Opas Haus erhalten hatten, wurde schon bald in einer Pizzeria, einem Jazzcafé, einem Coffeeshop gewechselt. „Wir haben uns bereits bestens eingelebt“, teilten sie ihren Familienangehörigen mit.

Die Einführung in den Zauber der fremden Stadt begann am Morgen und endete erst spät in der Nacht. Daheim machten sie es sich auf dem am Fenster stehenden Bett bequem und schauten, selbst vorhanglos, durch das genauso vorhanglose Nachbarfenster fern. Sie selbst hatten keinen Fernseher.

Astamur und Natascha waren überzeugt davon, das einzige glückliche Paar auf der Welt zu sein, und überprüften dieses Gefühl immer wieder aufs Neue in den Augen des anderen. Obwohl es keineswegs eine vage Wahrnehmung war.

„Heutzutage glauben selbst verliebte Studenten nicht mehr an die Unsterblichkeit“, zitierte Astamur gerne.

Bald würde hier sein Studium beginnen. Herr Gia würde alles Nötige organisieren.

Sie verließen das Van Gogh Museum, selbst fast im Wahn, und betraten einen Coffeeshop. Es war schon gegen Abend. Sobald sie die Tür öffneten, schauten alle Gäste sie an, vielleicht, weil sie neu hier waren, vielleicht auch, weil die frische Luft ihre Gesichtszüge noch feiner erscheinen ließ.

Gleich brachte man dem verwirrten Pärchen die Speisekarte und Astamur entschied sich für Nepali Haschisch. Sie setzten sich an den gemütlichsten kleinen Tische und kosteten den Tee. Es wurde Nacht. In den Augen seltsames Licht, Bewegungen – wild, rasend. Draußen regnete es, doch die Fahrräder rollten schnell dahin. Beide schwiegen.

Als sie das Lokal verließen, kam es ihnen vor, als fiele der Regen schräg von oben. Und Astamur fiel etwas Seltsames an sich auf, eine für Leute seines Berufs typische Gewohnheit – der Blick hinauf zum Himmel. Seine Augen folgten den Masten und Drähten. Nein, nirgendwo saß ein Bussard oder ein rotbeiniger Falke.

*

Tatunas erste Liebe in der elften Klasse hatte sie so enttäuscht, dass sie gar nicht mehr daran denken wollte. Das Herz tat ihr so weh, dass sie sich absichtlich physische Schmerzen zufügte, um die seelischen zu betäuben. Ob ihr das half? Niemand weiß es, doch sie suchte ständig nach einem Ausweg. Wie konnte sie, unerfahren wie sie war, so viel Leid vergessen, so viel Schwieriges still ertragen haben? Sie konnte alles verzeihen, denn es gab etwas, was alles Übrige unwichtig machte. Bis eines Tages ein wahres Wunder geschah: Sie hielt sich die Hand vor den Mund und weinte so laut wie nie zuvor. Selbstverständlich änderte sich alles nach diesem Ereignis. Tata sitzt jetzt meistens zuhause und lernt – sie will die Eingangsprüfungen bestehen, um Journalistik zu studieren und zu erleben, dass doch noch alles gut wird. Tata wird bald achtzehn. Wegen all der Aufregung oder auch aus reinem Zufall hält sie sich in letzter Zeit ein wenig schief, was nach Meinung der Erwachsenen unbedingt einer ärztlichen Behandlung bedarf. Der Arzt stellte eine Skoliose fest, ein naher Verwandter aber riet der Familie, eine Heilerin namens Tamriko aufzusuchen. Da niemand Atschikos Begeisterung für Yoga ernst nahm, glaubte ihm niemand, als er behauptete, seine Übungen würden das Mädchen kurieren.